





Redigirt von Eduard Maria Dettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindestens 200 Holzschnitten, Kunst- und andern Beilagen.
 Jährlicher Pränumerationspreis: 5 $\frac{1}{3}$ Thaler. Sämmtliche Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Beiträge frankirt einzusenden an den Redacteur.

Rathgeber vor, bei und nach Tische.

Gastronomische Winke von E. M. Dettinger.

§. 1.

„Manger est un besoin, mais savoir manger est un art,“ schreibt Baroche-foucault in seinen „Maximes“, die ich Jedem empfehle, der das Bedürfniß fühlt, ein gebildeter Eßkünstler zu werden.

§. 2.

Ein Mensch, der während des Essens Bücher oder gar Zeitungen lesen kann, muß entweder einen außerordentlich guten Magen oder einen äußerst schlechten Appetit haben.

§. 3.

An der Art und Weise, wie Jemand bei Tische sich die Zähne reinigt, kann man den Grad seiner Bildung ermessen. Es wundert mich, daß noch Niemand auf die Idee gerathen, eine gelehrte Abhandlung zu schreiben über die „Kunst, sich während der Tafel mit Anstand die Zähne zu stochern“.

§. 4.

Ein einfaches Butterbrod, das man bei gut beleuchteter Tafel ißt, schmeckt besser als ein Braten, den man im Finstern hinabwürgen muß. Licht ist der Prometheusfunke, welcher Appetit einhaucht.

§. 5.

Der Kanzler Thomas Morus sagt in seiner „Utopia“, der Menschen Sinnesart und Neigung lasse sich nirgends besser erkennen, als bei Tische.

§. 6.

Nirgends muß man vorsichtiger in der Wahl des Gesprächsgegenstandes sein, als bei Tische. Spricht man während des Essens mit einer schönen Frau von der Schönheit einer andern Frau, mit einem Dichter oder Componisten von dem Talente eines seiner Kunstgenossen, mit einem Generale von den Siegen anderer Helden oder mit einem Journalisten von den zahlreichen Abonnenten eines andern Blattes, so kann man leicht in den Ruf kommen, entweder ein Tölpel oder ein malitiöser Mensch zu sein.

§. 7.

Ein dummer Mensch nimmt sich nie und nirgends dummer aus als bei Tische.



§. 8.

Ein Mensch, der seine Serviette nicht anders als im Knopfloch seines Frackes zu befestigen weiß, kann nur ein Dummkopf oder Schmarozer sein.

§. 9.

Ich rathe jedem gebildeten Manne, sich lieber zehn Ohrfeigen zu geben, als bei Tische das Salzfaß oder das Weinglas umzuschütten.

§. 10.

Jeder, der gut verdauen will, muß weder vor noch gleich nach Tische Briefe lesen, deren Inhalt er noch nicht kennt. So lange der Magen seine heiligen Functionen verrichtet, zieht sich der Geist bescheiden in seine innersten Gemächer zurück und sieht es ungern, wenn man ihn durch den Reiz der Neugier aus seinem Schlupfwinkel hervorlockt.

§. 11.

Nichts befördert schneller die Verdauung, als eine gute Anekdote, über die man herzlich lachen kann.

§. 12.

Ein Lügner ist nirgends amüsanter als bei Tische. Während einer guten Mahlzeit ist der ungläubigste Mensch mehr als je aufgelegt, selbst das Unglaublichste zu glauben.

§. 13.

Es giebt Frauen, welche die Bornehmen spielen wollen und zu imponiren glauben, wenn sie während des Essens die Handschube nicht ablegen. Wie taktlos, wie widrig, wie ekelhaft! Handschube bei Tische tragen, ist eben so unnatürlich, als sich mit Stiefeln und Sporen ins Bett legen.

§. 14.

Wer Äpfel oder Birnen mit der Schaaale isst, giebt sich als Hungerleider oder als Cyniker zu erkennen. Nur selbstgepflücktes Obst darf ungeschält gegessen werden.

§. 15.

Ein Gast, der bei einem großen Diner länger als eine Viertelstunde auf sich warten läßt, ist eher alles Andere, als ein Gourmand.



Les Feux de la Saint-Vincent.

§. 16.

Lady Morgan sagt: „Ein kleines, sorgfältig bereitetes Abendbrod, an einer runden Tafel servirt für eine beschränkte Anzahl von Gästen und durch geistige Unterhaltung gewürzt, wiegt alle Feste und Bankets auf, wenn man diese kleinen Soupers als Mittel betrachtet, die verschiedenen Wesen zu vereinigen, welche Gott geschaffen hat, um zusammen zu leben in dieser und jener Welt.

§. 17.

Ein Gast, der zu leben weiß, wird dann erst Gespräche anknüpfen, wenn die erste Tracht vorüber ist. Bis dahin, sagt ein französischer Exkünstler, bleibt das Essen ein ernsthaftes Geschäft, von dem Niemand die Aufmerksamkeit der Gäste leichtsinnig abwenden darf.

§. 18.

Von einer guten Tafel hängt gute Gesundheit, von guter Gesundheit die Erhaltung einer guten Constitution, von diesen Beiden Alles ab, was das Gebäude der menschlichen Gesellschaft Großes und Herrliches besitzt.

§. 19.

Jeder Gast, der dem Wirth früher als vor Ablauf von drei Stunden etwas Uebles nachzusagen wagt, verdient den strengsten Tadel. Die Dankbarkeit jedes Gastes sollte wenigstens länger als die Verdauung des Genossen dauern.

§. 20.

Die einzige artige Weise, eine von dem Wirth angebotene Schüssel zurückzuweisen, ist die Bitte, sich noch ein Stück von der vorigen nehmen zu dürfen.

§. 21.

Wenn ein Gast dem andern eine Schüssel reicht, muß man sie ohne Umstände annehmen; denn jeder Wettstreit um den Vorrang dient nur zur Erkaltung der Speise, wofür ihm Niemand Dank weiß.

§. 22.

Ein Vorschneider muß sehr ungeschickt sein, wenn er nicht dafür, daß er sich zuletzt bedient, das beste Stück für sich bei Seite zu schieben versteht.

§. 23.

Die Lende jedes Geflügels ist besser, als das Flügelstück. Dieser Satz darf, wenn man Damen bedient, nie vergessen werden.

§. 24.

Ein gebildeter Mann trinkt nie mehr, als er vertragen kann. Wer mehr trinkt, dem geht es wie den beiden Unsichtbaren auf diesem Bilde.



Herrscherlohn und Dichterstolz.

Historische Tablette von E. Guido.

In Persien lebte vor ungefähr achthundert Jahren Sultan Mahmud, ein Fürst, dessen Hofstaat zu Gasna der glänzendste und prachtvollste des ganzen Morgenlandes war. Sein Palast, ein Spiegelbild jener glänzenden Feenschlösser, die uns Scheherazade in dem schimmernden Rahmen von „Tausend und Einer Nacht“ zeigt, prangte von Gold und Edelsteinen, deren blendendes Farbenspiel keine Feder zu schildern vermag. Doch schöner noch als das Innere dieses Palastes war der bezaubernde Garten, der wie ein duftender Gürtel die Hüfte des Schlosses umspann. Mehr als hundert Springbrunnen warfen ihre silbernen Wasserstrahlen aus, die wie Staubregen aus der Höhe in die Bassins von Perlmutter niedersanken. Löwen, Elephanten, Krokodile und Sphynxe von schneeweißem Marmor lagerten auf dem grünen Nasen-Sammet, der die dichten Lotosgruppen umfaßte, welche sich in silber-

klaren Bächen spiegelten, in denen ein Heer von Schwänen auf- und abwogte. Duftende Jasminbüsche umzäunten kleine Pavillons, worin Marmor-Bassins zum Baden und schwellende Divans zur Ruhe einluden. Im Granatenwäldchen sah man große, goldene Käfige, worin die schönsten Vögel aller Zonen die süßen Lieder der Nachtigallen begleiteten, welche schaarenweise im nahen Rosenparke, aufgescheucht von einem Trupp von Pfauen und Fasänen, die gravitatisch auf- und abmarschirten, von einem Baum zum andern flogen. Ueber diesem Garten war der tiefblaue Himmel Persiens wie ein seidener Baldachin ausgespannt und unter diesem Baldachin saß Sultan Mahmud, umgeben von seinem ganzen Hofstaate, und ließ sich von seinem Astrologen die Wunder des Himmels, und von seinem Poeten die Gesänge der Dichter erklären.

Um eben diese Zeit lebte dort Hassan Ben Isbak, genannt Firdusi, der Sohn eines armen Gärtners, der größte Dichter Persiens, dessen Lieder von Mund zu Munde gingen und das ganze Volk und den ganzen Hof entzückten und bezauberten.

— Dieser Dichter, sagte eines Tages Sultan Mahmud, ist die Krone meines Reiches. Jedes seiner Worte ist Nachtigallenton, jeder seiner Verse Musik der Sphären. Ich will ihn sehen, will ihn sprechen. Man hole ihn, befahl der Herrscher.

Auch damals, vor achthundert Jahren, gab es elende Stümper, die, weil sie auf Sonne Wonne, auf Herz Schmerz und auf Brust Lust gereimt, sich in ihrem Dünkel für große Dichter hielten. Zu diesen Stümpfern gehörte auch Anssarri, der Hofpoet des Sultans, dem der blasse Neid aus allen Poren schaute, als er Firdusi's Lob vernahm.

Firdusi kam. Sultan Mahmud ließ ihn am Eingange des Schlosses mit klingendem Spiele empfangen. Die Sklaven des Harems mußten ihm voranschreiten und den Weg, den er ging, mit Rosen bestreuen. Am Throne angekommen, beugte Firdusi seine Knie.

— Ich grüße Dich, sprach der Sultan. Ich habe Dich rufen lassen, um Dir einen Auftrag zu ertheilen. Du bist der größte Dichter meines Reiches; besinge die Thaten meiner ruhmgeschmückten Ahnen und mache sie nun auch durch die Macht Deiner Lieder unsterblich. Ich will Deine Arbeit königlich belohnen: für jeden Vers, den Du zu ihrem Lobe singst, soll Dir ein Goldstück werden. Nun geh' und komme dann erst wieder, wenn Du Deine Arbeit vollendet hast.

Firdusi studirte die alten Chroniken, schöpfte am Borne der Geschichte und arbeitete dreißig lange Jahre an seinem Gedichte „Schah-Nameh“ (das Buch der Könige), das ihn und Persiens Herrscher unsterblich gemacht.

Und als sein Gedicht, das 60,000 Verse hat, vollendet war, begab er sich zum Sultan, überreichte ihm seine Arbeit und begehrte seinen Lohn.

— Du hast lange auf Dich warten lassen, rief ihm der Sultan entgegen.

— Seit dreißig Jahren habe ich Tag und Nacht darüber nachgedacht und manchen Vers wohl tausend Mal geändert, aus Furcht, daß er nicht würdig Deiner Väter sei. Nun aber darf ich hoffen, daß „Schah-Nameh“ Gnade finden wird vor Deinem Kennerblick.

— Zum Lesen bin ich jetzt nicht aufgelegt, doch soll mein Groß-Besir für jeden Vers, den Du gedichtet, Dir ein Silberstück bezahlen.

Der Besir zahlte dem Dichter 60,000 Dirhem. Firdusi nahm seinen Lohn und ging.

— Er versprach mir Gold und gab mir Silber, murrte der Dichter. So also hält der Sultan sein Versprechen? Erfahren soll er, daß ich seinen Lohn verachte.

Firdusi ging auf den Markt und vertheilte dort 20,000 Dirhem unter die Armen. Dann nahm er ein Bad und bezahlte dafür 20,000 Dirhem, dann trank er ein Glas Wein, gab dafür den Rest seines Lohnes hin und kehrte heiterer als je zu seiner Schwester nach Tus zurück.

* * *

Drei Jahre später, als Sultan Mahmud sich schlaflos auf seinem Pfühle wälzte, befahl er seinem Sklaven Hadschi, ihm das Gedicht zu bringen, das er bis dahin keines Blickes gewürdigt hatte. Er las und wurde von der Schönheit dieser Verse so tief ergriffen, daß er das dem Dichter zugefügte Unrecht wieder gut zu machen beschloß.

Als der Morgen kam, befahl er dem Besir, zwölf Kameele, jedes mit 5000 Goldstücken beladen, nach Tus zu senden und Firdusi einzuladen, die letzten Tage seines Lebens am Hofe des Sultans zu beschließen.

Als die Kameele in das Thor von Tus einzogen, begegnete ihnen ein Leichenzug.

— Wen begrabt ihr? fragte einer der Führer.

— Einen armen Dichter.

— Wie hieß er?

— Hassan Ben Tshak, genannt Firdusi.

Parabel*).

Von E. Herloßsohn.

Die Freude und der Schmerz hatten sich einst in die Waldeinsamkeit zurückgezogen; die Freude wollte ausruhen von der Ueberfülle des Genusses — der Schmerz war nahe daran, stumpf zu werden und wollte Kräfte sammeln; denn Beide sind nach der Weltordnung unsterblich. Erst mit dem letzten Erdentrümmer werden Freude und Schmerz untergeben; sie sind die ältesten und letzten Dichter. — Während einer schwarzen Gewitternacht, wo sie im Dickicht Schutz suchten, begegneten sie einander, ohne sich zu kennen, und theilten — ohne sich zu erkennen zu geben — gemeinschaftlich das trockene Mooslager. Die Freude lag, ohne es zu ahnen, in den Armen des Schmerzes und der Schmerz ruhte an der Brust der Freude. Als bald verzog sich das Gewitter, der Himmel glänzte tiefblau mit goldenen Blumenbildern, alle Waldblumen senkten ihre Häupter und schütteten balsamischen Duft auf die Schläfer herab, alle Zweige funkelten in silbernem Thau, die Leuchtkäfer zogen feurige Kreise in der Luft, alle Nachtigallenweibchen brüteten und die Sprosser sangen ihre schönsten Lieder, und ein wundersamer Gesang tönte durch die ganze Natur. — Es war eine Götternacht, wo Freude in Schmerz und Schmerz in Freude aufging. — Als der Morgen leuchtend heraufstieg und sie erwachten, da fragten sie einander nicht nach ihren Namen, sie schieden schweigend, sie fühl-

*) Bruchstück aus der im Literatenverein gehaltenen, bisher ungedruckten „humoristischen Vorlesung“.
E. M. D.

ten, daß jedes Erkennen den Himmel ihres Traumes zerbrechen würde. Sie hatten einander geliebt — bedarf denn die Liebe der Erkenntniß?

Und aus dieser Umarmung entsproß ein Knabe: der Humor. Von der Mutter hatte er das bunte Flügelpaar, den leichten Sinn, den fecken Muth, den hellen Blick; vom Vater die ernste Stirn, zwei Tropfen Wehmuth im Herzen und im Auge die Thräne. — So glich er mehr der Mutter, denn sie hatte ihn unter dem Herzen getragen! —

Der Verliebte.



Welche Qual, welche Pein,
Ein Verliebter zu sein!
Es kann gar nicht Schlimmeres geben:
Jede Freude ist hin,
Sanz confus jeder Sinn,
Und Tod noch viel süßer als Leben . . .
Aber ach, aber ach, aber ach . . .
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt.

Ja, wen Amors Pfeil traf,
Ach, den fliehet der Schlaf,
Ihm mundet nicht Essen noch Trinken;
Seine Wange ist blaß,
Sein Auge stets naß,
Wenn Mädchen und Becher auch winken.
Aber ach, aber ach, aber ach,
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt.

Im Galopp und im Trab
Geht er auf, geht er ab
Vor'm Fenster der holden Sirene,
Und er grüßt sie recht schön,
Und bleibet oft steh'n
Von Morgens bis Abends um Zehne.
Aber ach, aber ach, aber ach,
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt.

Und sein Herz ist ihm voll
Und er seufzt aus b-moll
Und schluchzt, daß die Fenster erbeben;
Singt ein Lied aus a-dur
Und beklagt die Natur,
Daß die Menschen am Vorurtheil leben . . .
Aber ach, aber ach, aber ach,
Aber ach, nur zu bald
Wird er lau, wird er kalt.

E. M. Dettinger.

Quacksalbereien.

Ein Dr. Richter heilt als „Milcharzt“ durch frisch gemolkene Milch, „die fast gegen alle Krankheiten ein Mittel ist“, viele der hartnäckigsten und gefährlichsten Krankheiten für 10 Ngr.

Ein anderer Dr. Richter heilt eine Legion von Krankheiten durch einen „Rathgeber“ bei unterdrückter Ausdünstung für 15 Ngr.

Ein Dr. Früstemann curirt durch eine „Sammlung“ von Heilmitteln gegen Vergütung von 10 Ngr. eine solche Masse von Krankheiten, daß durch deren vollständige Mittheilung dieser Artikel ein medizinisches Wörterbuch würde.

Ein Dr. Leonhardy bietet allen bleichsüchtigen Mädchen unverwüstlich rothe Wangen nebst entsprechendem Wohlsein für 20 Ngr.

Ein Dr. Mitschein vertreibt für ein eben so Billiges „Blähungen“ durch ein bisher unbekanntes Mittel, „das mehr Kranke heilt, als ganze Apotheken mit ihren kostbaren Arzneischäzen.“

Ein Dr. Matthiä heilt die „Steinkrankheit“ radikal für 15 Ngr.

Ein Dr. Abicht heilt „alle Verschleimungen“ für 12½ Ngr.

Das ist noch nicht genug. „Keine Rheumatismen und Gicht mehr!“ gegen Entrichtung von 22½ Ngr. für ein in vielen hundert Fällen als untrüglich bewährtes Radicalmittel, läßt ein Dr. Mühling ausrufen.

„Keine Hämorrhoiden mehr!“ (für 15 Ngr.) ein Nachtreter des Engländers Mackenzie.

„Keine Zahnschmerzen mehr!“ ein Dr. Helmoldt (für 12½ Ngr.).

— Nun, meine lieben Kranken, summiren Sie alle diese verschiedenen Ngr., suchen Sie sich die Krankheiten aus, von denen Sie zunächst befreit sein wollen, und vergessen Sie nicht, daß Krankheiten partienweise billiger behandelt werden, als einzeln. Vielleicht bleibt bei zwölf Krankheiten, die durch Ngr. vertrieben wurden, die dreizehnte gratis weg. N. T.

Literatur-Signale.

Der Ragenjammer heilbar! Eine frohe Botschaft von 7. Bern, Verlag von Jenni Sohn. 1842. 8.

Unter diesem Titel hat Herr Dr. G. A. Vogel, genannt Sieben, eine wißige Brochüre erscheinen lassen, die ich vor Allem Jenen empfehle, die am physischen oder moralischen Ragenjammer leiden. Ueber Namen, Begriff, Stand, Geschichte, Alter und Geographie dieses Begriffs sagt der Verfasser (Seite 14): »Der Ragenjammer (lateinisch: crapulositas [von *καῶς*, Kopf, und *πάλλω*, schwingen, schütteln], französisch: *chevéux durs*, ähnlich dem deutschen Provinzialismus: „Haarweh“, englisch: *crapulence* oder *rhom*, wallachisch: *treaz*, persisch: *bidamag buden*) ist eine Krankheit im Magen, die sich durch ein unbehagliches Gefühl unterm Magen äußert und — durch Häring curirt zu werden pflegt.« Seite 18 heißt es: »Der Ragenjammer ist unehelichen Ursprungs, seine Mutter ist eine geborne Durst und seine Väter sind der Wein, das Bier und der Schnaps.« »Der Ragenjammer (Seite 24) zählt mehr Mitglieder als der Cölner Dombauverein und ist, wie die Schulden, die Liebe, die Blattläuse, das Rheintlied und die Polizeisoldaten, überall zu Hause. Vorzugsweise stark cultivirt wird er in Heidelberg, Wien, Breslau, Jena, Göttingen, Marburg, Erlangen, Berlin, Königsberg, Würzburg, Greifswalde, München, Freiburg, Kiel, Prag, Gießen, Bonn, Rostock, Tübingen, Halle und Leipzig.« Auf Seite 38—42 verschreibt der Physiolog des Ragenjammers ein ganzes Duzend Recepte, woraus ich meinen Lesern, die einmal vielleicht an diesem Uebel leiden, das erste beste mittheile:

Rec. Extract. Belladonn. gr. j.

solve in

Aqu. lauroceras. ʒjʒ.

M. D. S. 20 Tropfen pro Dosis.

Im Anhang citirt der kazenjammerkundige Verfasser aus „Balthasar Schnurrens vollständiges und schon aller Orten bekanntes Kunst= Haus= und Wunder= Buch u. s. w.“ (Frankfurt am Main, 1676) folgende Mittel, „daß Einer nicht trun= ken werde“:

»Wer nicht trunken werden will, der esse eine gebratene Geißlunge oder fünff bis sieben bittere Mandeln vor dem Trinken, weil er noch nüchtern ist. Item, nimb rohes Kohl und isß dasselbe. Oder, den Saft von Eiern roh und trinke denselben des Morgens nüchtern, so wirst du nicht trunken. Item, isß des Morgens nüchtern das Mark auß Schweinen= Fleisch. Esse ein viertel Stund zuvor drei Pfirsichkern, darnach trinke ein wenig Baumöhl oder süß Mandelöhl.«

Aus gleicher Quelle citirt er (Seite 47) das umgekehrte Mittel „daß Einer bald trunken werde ohne Schaden“:

»Nimb Paradisholz, lege es in Wein und gib Einem davon zu trinken. Oder, nimb Alaunwurzel, koch' sie in Wasser und mische es Einem unter den Wein, so wird er bald trunken. Item, thue Hollunderwasser in Wein. Item, nimb Rübsaamen, stoß ihn klein und thu ihn in Wein.«

Johann Joachim Becher's „kluger Haus= Vater, verständige Haus= Mutter, voll= kommener Land= Medicus, wie auch wohlerfahrner Ross= und Vieh= Arzt“ (Leipzig 1718) empfiehlt folgende Mittel:

»Wer trunken ist und gerne bald wieder nüchtern werden will, der trinke einen oder zwei Trunk Essig oder esse Pfefferkuchen oder trinke drei Löffel voll Baum= Dehl von unzeitigen Oliven.«

Die „englische Goldgrube für das bürgerliche Leben“ rekommandirt Folgendes:

»Esse des Morgens früh nüchtern sieben oder neun bittere Mandeln. Auch schützt ein ausgetrunkenes frisches Ei wider Trunkenheit und macht selbst den Be= rauschten wieder nüchtern; Gleiches bewirkt eine Quantität Essig.«

Der Arzt Gerard in Lyon heilte im Jahre 1821 die heftigste Trunkenheit augen= blicklich durch sieben bis acht Tropfen flüchtiges Alkali ins Wasser gegossen.

Am Ausführlichsten hat über die „Trunksucht, deren Ursachen, Folgen und Be= handlung“ Valentini in dem Buche „medicina clerica, oder Handbuch der Pastoral= Medizin für Seelsorger, Pädagogen und Aerzte; nebst einer Diätetik für Geistliche“ (Leipzig 1831) geschrieben.

Diese Citate werden hinreichend sein, zu beweisen, daß Herr Dr. Vogel in die Materie dieses Gegenstandes tiefer als alle seine Vorgänger eingedrungen ist, und den Kazenjammer gleichsam in succum et sanguinem in sich aufgenommen hat. Sein Schriftchen wird allen Freunden heitern Genusses, so wie allen Feinden des Kazen= jammers gewiß sehr willkommen sein, weshalb ich dieser launigen Monographie das Prognostikon stelle, daß sie in kurzer Frist eine neue Auflage erleben wird.

E. M. D.

Schreiben E. M. Dettinger's in Berlin

an

Dr. E. M. Dettinger in Leipzig.

I.

British=Hôtel, den 11. Januar 1843.

Mein dreiunddreißigjähriger Bruder, Freund und Mitarbeiter.

Als Du gestern früh die Güte hattest, mich nach dem Eisenbahnhofe zu begleiten, nahmst Du mir, als ich in den Passagier=Käfig einstieg, das Versprechen ab, Dir gleich nach meiner Ankunft Nachricht zu ertheilen, wie es mir auf der großen Reise von Leipzig nach Berlin ergangen ist. Ueberzeugt, daß Du auf Gottes wunderschöner, aber höchst perfider Erde der einzige Freund bist, der es wahrhaft ehrlich, aufrichtig gut mit mir meint, säume ich keinen Augenblick, Deinen uneigennütigen Wunsch und mein Dir gegebenes Versprechen zu erfüllen.

Ich war kaum eingestiegen, als einer der Mitreisenden, der mir in der grauen Dämmerung wie ein großer mit Seehundsfell ausgeschlagener Koffer erschien, der ganzen Gesellschaft statt des Morgengruses einen Beckmann'schen Wisz vorsezte. »Haben Sie schon das delikate Wortspiel gehört, das der große Komiker der Königstadt auf Fanny Elöler gemacht?« fragte der lebendige Koffer. Alles schwieg. — »Fanny, sagte unser gefeierter Beckmann, ist eine Grazie, die auf beiden Halbkugeln beklatscht wurde«; ein Wisz, den unser Seehund so vortrefflich fand, daß er von Leipzig bis Schkeuditz nicht mehr aus dem Lachen kam. Bedauere mich, theurer Freund, denn solch einen Wisz bei nüchternem Magen verdauen zu müssen, ist keine Kleinigkeit!

Von Schkeuditz nach Halle erzählte ein zweiter Passagier, seines Zeichens ein Commis-voyageur in Gummi elasticum, das große Pech, das ihm vorgestern zugestossen sei. »Dies ist heute das vierte Billet, das ich zur Reise von Leipzig nach Berlin gelöst. Vorgestern, als ich mit dem zweiten Zuge abreisen wollte — schon zwei Stunden vorher hatte der Lohnbediente die Karte für mich bezahlt — kam ich in dem Moment an, als der Zug sich eben in Bewegung gesetzt hatte. Ich zeigte mein Billet und schrie mit der ganzen Kraft meiner Lungenflügel: Halt! Halt! Aber Niemand hörte darauf . . . die Locomotive war bereits im Zuge und das Geld, das ich für meinen Platz bezahlt, verloren. Nolens volens mußte ich noch einen ganzen Tag in Leipzig bleiben. Gestern früh wollte ich nun, um keine Zeit zu verlieren, mit dem ersten Zuge abreisen. Schon um halb sieben stand ich, um ja nicht wieder zu spät zu kommen, vor dem Bureau, um mir eine Karte zu lösen. Ich holte meine Briefftasche hervor, in der zufällig noch das Billet von gestern saß, bezahlte ein neues Billet, warf das alte weg, steckte das neue, um es nicht zu verlieren, in die Briefftasche und setzte mich, um einen Eckplatz zu erwischen, gleich darauf in einen der leeren Wagons. Zwei Minuten vor dem Abgange müssen, wie Sie wissen, die Billets vorgezeigt werden. Ich holte meine Briefftasche hervor und reichte dem Conducteur meine Karte hin. „Die ist ungültig, mein Herr“, sagte der Mensch in seinem pazigen Eisenbahntone. Sie irren sich, Liebster, erwiderte ich mit meiner gewöhnlichen Ruhe und Gelassenheit. „Und ich sage Ihnen noch einmal, das Billet gilt nicht“, entgegnete Jener. Warum nicht? schrie ich, furchtbar aufgebracht. „Weil es auf den gestrigen Tag lautet.“ Mensch, fragte ich höchst gelassen, können Sie lesen? „D ja, antwortete der Grobian, und deshalb muß ich Sie bitten, wenn Sie kein anderes Billet haben, sofort auszustiegen, denn in zwei Minuten geht der Zug ab.“ Ich warf einen Blick auf meine Karte und überzeugte mich, daß er Recht hatte. Denken Sie sich mein Pech. In der Hast und Dunkelheit hatte ich das heute gelöste Billet auf dem Eisenbahnhofe weggeworfen und das gestrige behalten. Es ist zum Berrücktwerden! schrie ich mit meiner gewöhnlichen Ruhe und Gelassenheit, und beeilte mich, auszustiegen, um mein weggeworfenes Billet zu suchen und Falls ich's nicht wiederfinden sollte, ein neues an der Kasse zu lösen. Ich suchte und suchte, fand es aber nicht. Außer mir vor Zorn, lief ich zur Kasse und bezahlte das dritte Billet. Kaum hatte ich es in der Hand, als der verhängnißvolle Pfiff ertönte, der mir, wie ein dreischneidiges Stilet, durch Mark und Seele fuhr. Ich lief so schnell, als ich konnte, um den Wagen zu erreichen, in dem sich mein Mantelsack, mein Regenschirm und meine Hutschachtel befand. Was geschieht? Ich stolpere über einen Stein und falle auf die Nase, und während ich mich wieder emporrorfe, fährt — denken Sie sich das schauerhafte Pech — der Zug ab. Mit drei ungültigen Billets in der Hand stand ich wie ein zerknirschter Leimsieder da, verfluchte mein Pech und alle Eisenbahnen und kehrte dann mit meiner gewöhnlichen Ruhe und Gelassenheit nach meinem Gasthof zurück, wo mich der Kellner mit einem so malitiösen Lächeln empfing, daß ich ihm vor Aerger und Wuth ein Schock Ohrfeigen verseht haben würde, hätte mich nicht meine gewöhnliche Ruhe und Gelassenheit davon zurückgehalten. Mein Mantelsack, mein Regenschirm und meine Hutschachtel werden nun — wenn sie unterwegs nicht gestohlen worden sind — in Köthen, Magdeburg, Berlin oder Gott weiß wo sein; ich aber habe vor einer halben Stunde mein viertes Billet gelöst und bin nur froh, daß ich heute endlich nach Berlin komme.« Die ganze Gesellschaft lachte über das unerhörte Pech des armen Gummi-elasticum-Reisenden bis nach Halle.

Von Halle bis Köthen ereignete sich nichts von großer Bedeutung. Ein junger Mann aus Wien, der über Prag und Dresden gereist war, erzählte einen Puff, der sich unlängst auf der Eisenbahn von Wien nach Brünn zugetragen haben soll. Ein armer Invalide, der die Schlachten von Wagram und Aspern mitgekämpft hatte, wollte in Brünn in ein Spital aufgenommen sein, hatte das aber nicht durchsetzen können, weil das Spital gemeint hatte, daß er noch so gesund und kräftig sei, daß er sich durch Betteln sein Leben fristen könne. Das Betteln aber hatte ihm nicht behagen wollen.

Was that der Soldat? Er legte nicht weit von Brünn beide Beine über eine der Schienen und ließ den Zug darüber hinsausen. Der alte Krieger ließ sich ohne Schmerzenslaut in's Spital schaffen. »Schauens,« sagte er, dort angekommen, »jezt müßens mich halt doch aufnehmen!« Armer Veteran, hast Du darum bei Aspern und Wagram Dein Blut für das Vaterland verspritzt, damit Du einst mit zerschmetterten Beinen einen Platz im Hospitale findest?!

In Köthen hatte einer unserer Passagiere, ein mittelalterlicher Jude, bei der Auswanderung aus einem Käfig in den andern, einen seiner kolossalen Pelztiefel, die ihm bis zur Hüfte reichten, verloren, meine Wenigkeit aber dafür einen äußerst saubern, reichgestickten Damenhandschuh gefunden. Der arme Israelit war über den Verlust seines Pelztiefels im strengsten Sinne des Wortes untröstlich. Es giebt aber auch nichts Fataleres und zugleich Komischeres, als auf der Reise einen seiner Pelztiefel einzubüßen. Der Aermste, mit einem Sommer- und einem Winterstiefel, erhielt dadurch den Anstrich einer burlesken Maske, die mit dem einen Fuß in einem feinen Ballschuh und mit dem andern in einem dicken Kanonenstiefel umherläuft. Die Schadenfrohen lachten darüber bis Dessau, wo der arme Jude ausstieg.

Dafür stieg hier der König von Hannover, begleitet vom Herzog von Dessau und einem großen Gefolge ein, das fünf Wagons für sich in Beschlag genommen hatte. Der Prinz von Hessen, Gouverneur von Magdeburg, und ein ganzer Schwarm von Kammerherren und Kammerdienern, hatte den König und den Herzog bis zu den Wagons begleitet. Am meisten dauerte mich ein blasser, magerer Kammerherr, der in der Kälte haarhaupt vor dem Wagen Sr. Majestät die Honneurs machte. Der Aermste! Wenn er sich nur nicht Schnupfen und Rheumatismus dabei geholt hat.

Der König von Hannover saß in dem Wagon, der gleich hinter dem unsrigen folgte. Nie hätte ich mir träumen lassen, auf diese Weise ein Vorfahrer Seiner Majestät zu werden. Bald darauf entspann sich in unserm Käfig zwischen zwei Passagieren eine Wette gar seltsamer Art.

— Wir werden nun gewiß besser fahren, behauptete der Eine.

— Wir werden nun ganz bestimmt schlechter fahren, wettete der Andere.

— Wer von uns Unrecht hat, sagte der Erste, bezahlt in Wittenberg eine Flasche Champagner.

— Angenommen, sagte der Zweite.

Und wer von Beiden gewann? Der, welcher gewettet hatte, daß wir schlechter, d. h. langsamer fahren würden. Der Zug kam in Wittenberg zehn Minuten später als gewöhnlich an. Ob aber die Schuld an dem König von Hannover, oder an der Locomotive, oder an dem Zugführer gelegen hat, wage ich nicht zu entscheiden.

In Zahna, dort, wo die paradiesische Gegend beginnt, die in der ganzen Welt, selbst in der Lüneburger Haide vergebens ihres Gleichen sucht, machte sich vor Allem die Grobheit eines Conducteurs bemerkbar, der einen der Passagiere dermaßen anfuhr, als ob er ein Gott, der Reisende aber dessen unterthänigster Stiefelpuzer wäre. Dieser Conducteur gehörte, allem Anscheine nach, zu der Race derer, die ihren Stammbaum in gerader Linie von ihren Ur-Ahnen, den Berliner Executoren, ableiten, die, wie bekannt, hellstrahlende Muster der Artigkeit sind.

Als ich in Züterbogk aus dem Käfig, wie Papa Noah aus der Arche, kroch, um einen Augenblick frische Luft zu schöpfen, grüßte mich ein Unbekannter, der mich bei meinem Namen nannte und unendlich erfreut war, mich nach so langer Zeit endlich einmal wieder zu sehen.

— Sie reisen nach Berlin?

— Ja.

— Sie kommen von Leipzig?

— Ja.

— Ist Georg Herwegh noch dort?

Ich betrachtete den Mann mit großen Augen und schwieg.

— Warum wollen Sie mir diese Frage nicht beantworten?

— Weil ich kein Adressbuch bin, erwiderte ich und kroch wieder in die Arche hinein.

Von Züterbogk bis Berlin geschah wieder nichts, was für Dich Interesse haben könnte.

In Luckenwalde fragte ich alle Damen, welche ausgestiegen waren, ob eine unter ihnen den Handschuh, den ich gefunden, verloren hätte? Keine von Allen wollte die Eigenthümerin dieses Fundes sein, und so sah ich mich genöthigt, den Fund für mich zu behalten.

Eine Viertelstunde später als gewöhnlich langte der Zug in Berlin an. Einige

goldbetreffe Polizeiherrn nahmen den König von Hannover, den Herzog von Dessau und deren Gefolge in Empfang.

Ich warf erst meinen Mantelsack und dann mich selbst in eine Droschke und ließ mich nach dem British-Hôtel bringen. Die Berliner Droschken, theurer Freund, sind noch immer die alten vom Jahre 1830. Ihr Grundsatz ist wie der des Griechen Cyperion: „still und bewegt“, ihr Motto: „festina lente“, oder: „Eile mit Weile“. Zu der großen Bahnstrecke vom Anfange der Anhaltstraße bis zum Ende der Wilhelmsstraße brauchte sie vierzehn Minuten.

Als sie in die Linden einbog, kam uns eine Ehrengarde mit klingendem Spiele entgegen. Anfangs glaubten wir — die Droschke und ich — diese Empfangsfeierlichkeit gelte uns. Aber unsere Eitelkeit hatte uns getäuscht . . . diese Aufmerksamkeit galt nicht uns, sondern dem Könige von Hannover.

Für heute genug. Grüße Weib und Kind, grüße das liebe, gute, schöne Leipzig, grüße meinen Verleger und seine ganze Druckerei, den Tunnel und meine Whistpartie, das Hôtel de Pologne und alle Nachbarn an der Table d'hôte, grüße Alle und noch außerdem Jeden, wen Du willst, mit Ausnahme des Einzigen, den ich Dir nicht zu nennen brauche, da Du ihn ja eben so genau kennst, wie der ihn kennt, der da ist und war und ewig bleiben wird

Dein treuester Freund

E. M. D.

Zapfenstreich.

Baden-Baden. Herr von Rothschild hat das Palais der Gräfin Reichenbach gekauft. Die Stadt aber will ihr altes Vorrecht, wonach ein Jude in Baden sich nicht dauernd niederlassen, noch Grundeigenthum erwerben darf, wieder geltend machen. Zum Geldvorschießen scheinen die Rothschilde gut zu sein, wenn sie aber ein Grundeigenthum erwerben wollen, schreit man: quod non, Jude! O Gerechtigkeit, o Toleranz!

Berlin. Großes, ungetheiltes Interesse erregt hier die von dem Regierungsrath F. H. Hesse erschienene Schrift „die Preussische Pressgesetzgebung“. Eine der nächsten Nummern des „Charivari“ wird eine ausführliche Beleuchtung dieses Werkes bringen. Für heute theilen wir daraus das Bruchstück einer Cabinetsordre vom 20. Februar 1804 mit, worin es heißt: »daß eine anständige Publicität der Regierung und den Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit und den bösen Willen der untergeordneten Beamten sei und auf alle Fälle gefördert und beschützt zu werden verdiene«. Der freisinnige Monarch, eingedenk dieser Worte seines erlauchten Vaters, wird, wir hoffen es, fortfahren, die Freiheit der Presse aufrichtig in Schutz zu nehmen.

.. Die „Dorfzeitung“ schreibt: »Man schreit hier, der Druck von den Censoren sei so arg, daß aller Druck aufhören müsse.« Der König aber, der, trotz der Mißbräuche, das freie Wort will, wird nöthigenfalls die Herren Censoren schon auf die Streichfinger klopfen.

.. Bischof Eylert erzählt in seinem Werke: „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III. (Magdeburg 1842, 2 Bde. 8.) folgende Anekdote: »Der Herzog von Orleans versuchte bei dem Abschiede mehrere Male, die Hand Friedrich Wilhelm's III. zu küssen. Der König zog sie immer zurück; endlich sagte der Herzog: „er habe von seinem Vater den Befehl, die Hand zu küssen, welche zwanzig Jahre lang den Frieden erhalten,“ worauf der König den Sohn Louis Philipps zärtlich in die Arme schloß.«

.. Ein hiesiges Localblatt, die „Staffette“, enthält folgende charakteristische Schilderung der bedeutendsten Straßen Berlin's: »Die Linden sind der König aller Straßen; die Behrenstraße ist ihr General-Adjutant; die französische Straße ein Staatsmann mit den höchsten Titeln und Orden; die Jägerstraße ein wirklicher geheimer Rath, dessen Sohn (der östliche Theil) sich der Kunst-Industrie gewidmet hat; die Taubensstraße ist ein königlicher Staatsdiener; die Mohrenstraße ein herrschaftlicher Spion, der Commissionsrath geworden; die Kronenstraße ein pensionirter, stiller Kammerdiener; die Leipziger Straße ein geadelter Bürger, Hoflieferant und Millionär; die Krausenstraße ein Fuhrherr und Spediteur und Zimmervermieter für einzelne „anständige“ Damen; die Schützenstraße ein Handwerker, der sich blos Sonntags Nachmittags rasirt und rein anzieht; die Zimmerstraße ein subalternen Beamter mit knappem Aus- und Einkommen; die Kochstraße ein solider, ruhiger Mann mit schwarzem Rock und weißem Hals-

tuche; der stolze Sohn der anhalt'schen Eisenbahn, die Anhaltstraße, ist ein erbaulicher Industrieritter; das Rückgrath der Friedrichstadt ist die Friedrichstraße, eine Stunde lang und in rechten Winkeln von Querstraßen durchschnitten, welche gleichsam die Rippen dieses Stadttheils bilden, oben und unten militärisch durch Kasernen, nach den Linden zu elegant-industriell und in den Belle-Etagen fashionable; die Charlotten- und Markgrafenstraße bekommt, wie alle Straßen, ihren Charakter je nach der Nähe der Linden. Das eigentliche vornehme Residenzviertel ist nur sechs Straßen breit, von den Linden bis zur leipziger Straße, und vier Straßen lang, von der Markgrafen- bis zur Wilhelmsstraße, zwischen welchen sich die Kanonier- und Mauerstraße bloß eingeschlichen haben. Nach den Linden ist die Behrenstraße die vornehmste. In den zwei schnurgeraden, doppelfenstrigen Palastreihen wohnen nur ganz reiche und vornehme Herrschaften, mit Ausnahme der Keller. Der Gensd'armen-Markt ist auf allen vier Seiten fashionable und vornehm. Die Mittel- und Dorotheenstraße laufen wie Bettler neben den prächtigen Equipagen unter den Linden her. Die Louisenstraße mit ihren jungen Töchtern lächelt so vorstädtisch-freundlich, blank und kokett wie eine Wittwe, die theils sich, theils ihre Tochter an den Mann bringen möchte. Diese treffende Straßen-Charakteristik ist von β . (Betzirke?)

Die Herren Döhler und Eißt haben ein gemeinschaftliches Concert gegeben. Größere Gegensätze auf dem Fortepiano giebt es kaum, als Döhler und Eißt; der Erstere ein sanfter, lächelnder Engel, der Andere ein polternder Dämon, „der mit verhängten Zügeln am Abgrunde dahinjagt“, wie Herr Kellstab vorm Jahre sagte. Döhler haßt und tastet nicht auf Effekt und Genialität los; ruhig, wie ein Gott, beherrscht er die reiche Welt der Töne unter seinen Fingern und behandelt sie wie liebe Kinder; Eißt tyrannisiert die Tasten und Töne, er haut in seiner dämonischen Wuth die Saiten entzwei; er wühlt mit krampfhaftem, wirrem Enthusiasmus auf dem Tastbrette umher und reißt durch beabsichtigte Contraste die herrlichsten Tonorganismen in Fetzen. Döhler erhebt, belebt, läutert; Eißt ertobt Blutwallungen, sein Spiel wirkt wie ein Glas Grog auf schwache Nerven, es spannt gewaltsam an, um eine desto größere Erschlaffung zu hinterlassen. Döhler ist Meister der Töne, aber zugleich auch ihr bescheidener Diener; er macht sie nicht zu Werkzeugen, um das Licht seiner Virtuosität leuchten zu lassen, sondern läßt sie nur in ihrer göttlichen Weihe, der er sich gern unterordnet, laut werden; Eißt dagegen ist weder Meister noch Diener der Tonwelt, sondern deren Tyrann.

Hamburg. Seit Kurzem verkauft man hier zum Wiederaufbau der St. Nikolai-Kirche Brand-Stahlfedern. O Charlatanerie und kein Ende!

Hannover. Der bekannte Violinvirtuose Heinrich Ernst hat sich auf dem Hoftheater hören lassen und auch hier großen Beifall eingeerntet. Ein Kritiker sagt von ihm: »Von Ernst-Petrarca und seiner Violin-Laura könne man sagen: „zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag“.«

In Nummer 115 der „Posaune“ wird die kritische Frage aufgeworfen: »Ist Clavigo (in Goethe's gleichnamigem Trauerspiele) ein Lump?« (Allerdings, sagen wir, denn ein Journalist und Archivar des Königs, der von einem so moralisch verworfenen Bramarbas, wie Beaumarchais, sich in Gegenwart seiner Dienerschaft die größten Infamien sagen läßt, ohne ihn herauszufordern oder wenigstens hinauszwerfen, ist ein Lump.)

Hier zu Lande nennt man den deutschen Zoll-Verein den Soll-Verein.

Kopenhagen. Die Verdienste des Kapellmeisters F. Gläser um die hiesige Oper finden eine immer allgemeinere Anerkennung, und Seine Majestät der König hat jetzt, auf den Antrag des Königl. Intendanten, genehmigt, daß das noch nicht beendigte Probejahr, welches bei Herrn Gläser's Engagement stipulirt worden war, als abgelaufen angesehen werde, so daß Herr Gläser nunmehr eine feste Anstellung als Dirigent der Oper hat. Die letzte von ihm zur Aufführung gebrachte Oper war Meyerbeer's „Robert der Teufel“, der zwar auch schon früher, aber verkürzt und entstellt gegeben worden war; der Eindruck, den das unverstümmelte und mit der größten Sorgfalt einstudirte Meisterwerk hervorbrachte, war außerordentlich.

Leipzig. Unter den Concurrenten um das Leipziger Stadttheater befindet sich auch Herr F. Mühlhng, Mitdirektor der Hamburger Bühne. Herr Mühlhng hat, außer einer Caution von zehntausend Thalern, die er stellen will, wenig oder gar nichts für sich.

London. Um der Spielwuth, die auch hier immer bösertiger um sich frist, einen Gordon zu ziehen, hat man ein altes Gesetz aus der Regierungszeit der Königin Anna (1702—1714), das noch nicht aufgehoben ist, wieder aus dem Staube hervorgezogen und neuerdings in Anwendung gebracht. Jenes wahrhaft heilsame Gesetz ver-

ordnet, daß, wenn Jemand auf ein Mal über zehn Pfund Sterling verliert, derselbe das Recht habe, innerhalb drei Monaten den dreifachen Betrag seines Verlustes von dem Gewinner vor Gericht zurückfordern zu können. Thut es der Verlierende nicht, so kann es jeder Andere.

Mainz. Das „Rheinland“ schreibt: Es habe Jemand einen nagelneuen, höchst bezeichnenden Ausdruck für den Styl des Balhallagenossen-Beschreibers erfunden. »Sein Styl, heißt es in einer Wiener Kritik, ist der tacitanisch-gebrungene, urkräftig gewaltsame Styl!« O großer Kritiker! Si tacuisses, criticus mansisses.

.. Dasselbe Blatt theilt in Nummer 152 einen Abdruck des chinesischen Pressgesetzes aus Nummer 10 des „Charivari“ mit, ist aber so boshaft, den sechsten Ausnahmsparagraph „Nichts gegen die Beamten“ zu verfälschen und dafür „Nichts gegen die Hofschauspieler“ zu suppliren. „Wer gegen jene neun Ausnahmen irgend etwas drucken läßt, soll zu der Strafe verurtheilt sein, sich selbst zu köpfen“. Das „Rheinland“ stellt die Alternative: „oder drei Jahre hindurch die Balhalla-Genossen lesen zu müssen“.

Mannheim. Im Badenschen haben sich an verschiedenen kleinen Orten weibliche Anti-Censoren-Bereine gebildet. Deutschgesinnte Jungfrauen haben das heilige (?) Gelübde gethan, weder einen Censor zu heirathen, noch je mit einem Censor zu tanzen. Wenn sie von einem Manne, den sie nicht kennen, zum Tanze aufgefordert werden, so lautet die erste Frage: »Sind Sie Censor?« Viel ernster ist der badische Männerbund, dessen Mitglieder beschloffen haben, alle und jede gefellige Verbindung mit Censoren und deren Familien abzubrechen. (So weit der Guskow'sche Telegraph. Heißt das nicht wieder das Kind mit dem Bade ausschütten? Giebt es nicht auch unter den Censoren ehrenwerthe Männer? Wir für unsern Theil hassen die Censur, aber achten die Censoren, wohlverstanden, wenn sie alle so ehrenwerthe Charaktere, wie der unsere, sind.)

.. Die badischen Abgeordneten Bassermann und Mathy wollen hier eine neue Buchhandlung etabliren. Glück auf!

München. Einer unserer Minister geruhte neulich die Censur eine morsche Krücke, die Presse aber eine feile Buhldirne zu nennen. Was kostet das Duzend solcher spottbilligen Redensarten?

Paris. Die Akademie der schönen Wissenschaften hat die Zahl ihrer Correspondenten wieder vervollständigt. Zu den neugewählten gehören: Borce in Persien, Ch. Bright in London, Wachsmuth in Leipzig, Caretoni in Modena, de Witte in Antwerpen, Fr. Michel in Bordeaux und Lautard in Marseille. Die Akademie der schönen Künste wählte als Correspondenten Donizetti in Wien, Kaulbach in München und den Kupferstecher Testi in Florenz.

.. In der Journalistik herrscht eine ziemliche Bewegung, d. h. nicht in politischer, sondern in finanzieller Hinsicht; der „Courier français“, der in andere Hände übergegangen ist, hat seinen Haupt-Redacteur Leon Faucher und das ganze übrige Redactions- Personale verloren. Herr Montrol ist jetzt Redacteur und das Blatt wird jetzt im Interesse der äußersten Linken redigirt. Auch die „Patrie“ wurde von Herrn v. Genoude, der schon mit seiner „Gazette de France“ genug zu thun hat, wieder aufgegeben und um 2050 Francs von Herrn Boulé, der nun auch nomineller Eigenthümer des „Courier“ ist, gekauft. Auch sie wird dieselbe Farbe und Tendenz, wie der „Courier“ haben.

.. Das fünfte und sechste Heft des großen Prachtwerks „la grande ville de Paris“ enthält einen höchst pikanten Aufsatz „Ambassades et Diplomates à Paris“ vom Grafen G. von Billebot, der in den diplomatischen Kreisen viel Aufsehen macht. Da wir nichts von dem Inhalte verrathen dürfen, so verweisen wir unsere Leser auf das Werk selbst. Alle fremde Diplomaten, die seit zwölf Jahren in Paris waren oder sind, hat der Verfasser darin auf sehr beißende Weise geschildert.

.. Eine der weiblichen Bierden des Faubourg St. Germain, Fräulein von Grandmaison, hat unter dem Titel „Roses et Epines“ ein Bändchen schöner Gedichte erscheinen lassen, die in den fashionablen Zirkeln viel Aufsehen machen.

.. Dem. Rachel hat ihren Salon wieder geöffnet und eine große Säuberung vorgenommen; was nicht entschieden zum bon-ton gehört, ist ausgeschlossen, und die Haltung der Gesellschaft diplomatisch-politisch. Das letzte Mal sah man unter den Anwesenden den Herzog von Noailles, Herrn von Biadières, den Adjutanten des Königs, viele Pairs und Deputirte. Graf Walensky machte die Honneurs des Salons. (So weit bringen es die deutschen Rachels denn doch nicht.)

.. In unsern Theatern ist es gegenwärtig ziemlich still. In der großen Oper wird noch immer Halévy's Karl VI. probirt, der indeß schwerlich vor dem Ende März

zur Aufführung kommen dürfte. Gleich nach dieser Aufführung fangen die Proben von Adam's neuer Oper „Richard (Löwenherz) in Palästina“ an, woran der Componist sehr eifrig arbeitet. Sein „König von Yvetot“ ist bereits bis zur 35ten Vorstellung gediehen, und es dürfte, wenn das so fortgeht, in diesem Jahre wohl bis zur 100ten kommen.

∴. Ueber's neueste Oper „Farinelli“ oder die „Rolle des Teufels“ wird in vierzehn Tagen aufgeführt.

∴. Auf dem italienischen Theater wurde Donizetti's neue dreiaktige Buffo-Oper, die er ausdrücklich für die hiesige Truppe geschrieben hat, und die „Don Pasquale“ heißt, gegeben. Ich habe die Generalprobe mit angehört und kann sagen, daß sehr hübsche Sachen darin sind, wie man es auch von Donizetti nicht anders erwarten kann. Viel Pikantes und Originelles ist mir indeß nicht vorgekommen. Was die Ausführung betrifft, so kann, da die Hauptrollen in den Händen der Grisi, Lablache's, Mario's und Tamburini's sind, darüber wohl nur eine Stimme sein.

∴. Im Odeon-Theater hat „Venceslas“, ein Trauerspiel von Rotrou, einem Zeitgenossen des großen Corneille, nur einen succès littéraire gehabt.

∴. Die jungen Figurantinnen der großen Oper heißen in der pariser modernen Sprache: rats — Ratten. — Ein kleines Blatt meint nun: »in den Casernen tödten die Soldaten die Ratten, dafür rächen sich in der Oper die Ratten an den Generalen.« — Ein treffender Witz, da die meisten dieser „Ratten“ an alten Generalen wohlthätige Freunde haben.

∴. Die russische Fürstin Fadimerowski hat in ihrem Testamente zwei Schauspielern bedeutende Geldsummen vermacht, Herrn Karatiguin, dem russischen Talma, 50,000 Silberrubel und dem Schauspieler Caserrière, am Vaudeville-Theater, 30,000 Silberrubel, weil ihr Spiel der Fürstin viele frohe Stunden bereitet hatte. (So generös kann auch nur eine Russin sein!)

∴. In ganz Frankreich beträgt die Zahl der Ehescheidungen durchschnittlich jedes Jahr nicht mehr als 1000. Im vergangenen Jahre waren es nur 940, wovon 882 durch die Frauen und nur 58 durch die Männer anhängig gemacht wurden.

Rom. Der heilige Vater hat das Verbot gegen die „Gazette de France“ aufgehoben.

Baadt. Ein neuer Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe ist von Seiten des Baadtländischen Verfassungsrathes wiederum zurückgewiesen worden. Namentlich haben alle Priester gegen den Antrag gestimmt.

Wien. M. G. Saphir hat in Anerkennung seiner literarischen Leistungen und seiner humoristischen Vorlesungen, wodurch er seit vier Jahren über funfzigtausend Gulden Conventions-Münze für wohlthätige Zwecke zusammengebracht, von dem Kaiser von Oesterreich einen kostbaren Brillantring erhalten.

∴. In der lieben Kaiserstadt ist ein neues Kochbuch unter dem lockenden Titel „Wie koch' ich, wie sied' ich, wie brat' ich, daß es schmeckt? oder: was such' ich, was kauf' ich, wie verwend' ich's, daß es wohlfeil ist? Allen Hausmüttern und andern Köchinnen gewidmet von Barbara Schmalz“ erschienen. — Ach, Barbara, wie groß bist du!

N a k e t e n.

* In dem unglückschwängern Jahre 1842 hat es fast in allen deutschen Staaten gebrannt, nur nicht im Hannöverschen. Und warum? Weil man dort sehr vorsichtig das Licht auslöscht.

* Bei der Aufwartung der Landstände im neuen Thronsaale zu München soll einer der Herren Abgeordneten, erstaunt über den prächtigen Fußboden, einem Hoflakaien gegenüber geäußert haben, es sei Jammer schade, daß man hier mit Schuhen oder Stiefeln und nicht barfuß eintrete. »D das thut nichts, erwiderte der witzige Kammerdiener, die Herren Landstände sind gewohnt, leise aufzutreten.« (Dorfzeitung.)

Treffer und Nieten.

— Lichtenberg meinte, der passendste Titel für eine politische Zeitung wäre: das alte Weib. Lebte er noch jetzt, er würde in mancher unserer politischen Zeitungen ein „altes Waschweib“ herausfinden.

— Derselbe Lichtenberg sagt: »Wenn man ein Pferd ins Holländische übersetzt, so wird ein Esel daraus.«

Das seit dem Jahre 1832 in unserm Verlage erscheinende

ARCHIV

für

Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben,

nach allen in den besten kritischen Blättern erfolgten Beurtheilungen das billigste, nützlichste und eleganteste derartige Unternehmen, wird auch in diesem Jahre und zwar mit erneuter und verdoppelter Thätigkeit fortgesetzt werden. Jeder Band dieses wahrhaften Volksbuches bildet ein für sich bestehendes Ganzes, und ist, als das beste Belehrungsmittel, der Jugend wie dem Alter, dem Familienvater, dem Haus- und Landwirth, wie jedem Geschäftsmanne nicht genug zu empfehlen.

Der Subscriptionspreis für den ganzen Jahrgang oder Band, in 12 Monatslieferungen, gr. Med. 4. Format, mit 18 bis 20 elegant gedruckten Bogen Text und 150 für sich bestehenden Abbildungen, worunter 12 größere Kunstblätter, nebst Umschlag, Titel, Register und einer größeren Extra-Beilage beträgt 1½ Thaler oder 2 Fl. 42 Kr. rhein. Das General-Register der erschienenen 10 Bände ist gratis zu erhalten.

Das erste Heft des neuen Jahrganges liegt zur Ansicht bereit und nehmen alle Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder Bestellungen an.

Braunschweig, im Januar 1843.

Oehme & Müller.

Die Zeitschrift:

Das Rheinland 1843

unter der Redaction von Julian Chownitz.

Das Rheinland sowohl, wie der in der Badesaison damit verbundene „Cursaal“ wird vom 1. Januar 1843 an von dem in der journalistischen und literarischen Welt mit Auszeichnung genannten Herrn Julian Chownitz redigirt werden. Unter seiner Leitung wird das Rheinland sich frisch und kräftig zu einem belletristischen zeitgemäßen Organ für Deutschland aufschwingen. Die Tendenz wird ernst, strebsam und ehrenhaft, die Form lebendig, bunt, pikant, humoristisch, aber immer geschmackvoll und edel sein. Man abonniert auf beide Zeitschriften (Cursaal ist als Beigabe zum Rheinland zu betrachten) jährlich mit 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 Kr. und halbjährlich mit 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr. bei allen Buchhandlungen wie Postämtern.

Joh. Wirth in Mainz.

Der Sprecher

oder

Rheinisch-Westphälischer Anzeiger,

die älteste Zeitschrift Rheinland-Westphalens, erweitert fortdauernd ihren Leserkreis durch freie Besprechung der Zustände, Verhältnisse und Erscheinungen dieser beiden Provinzen, als auch der Interessen und Gestaltungen des gesammten deutschen Vaterlandes. Er ist dadurch allgemein anerkannt in die Reihe der freisinnigen deutschen Blätter getreten, und wird das Bestreben der Redaction fortwährend darauf gerichtet bleiben, sich durch festes, beharrliches Streben im Sinne des Fortschrittes den Beifall des Publikums zu erhalten und zu steigern. Nach wie vor zwei Mal wöchentlich in einem ganzen Bogen zum halbjährlichen Abonnementspreise von 2 Thlrn. 10 Sgr. erscheinend, ist der Sprecher durch alle Postbehörden und in halbmonatlichen Heften zu 2 Thlrn. 5 Sgr. halbjährlich durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Wesel, im December 1842.

J. Bagel'sche Verlagsbuchhandlung.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

nie einstempeln!

Ephem. liter.
622 m

